

Vom alten zum neuen China

Nach dem Sturz des Kaisertums, nach einem langen Ringen der neuen Männer um die Macht und einem unheilvollen Bürgerkrieg schien China endlich im Jahre 1928 mit dem Sieg der republikanischen Partei (Kuomintang) unter ihrem fähigen Führer Chiang Kai-shek zur Einheit und Ruhe zurückgekehrt, um als neuzeitlicher Nationalstaat seine Laufbahn zu beginnen. Dem „Schöpfer der neuen Ordnung“ und „Vater des Vaterlandes“, Sun Yat-sen, wurden nach seinem Tode von China und der Welt Ehren erwiesen, wie sie noch keinem Chinesen zuteil geworden. Mit Hilfe ausländischer Sachverständiger entwarf man Pläne, um das neue Staatswesen auszubauen, die gewaltigen schlummernden Volkskräfte zu wecken und die ungeheuren natürlichen Reichtümer des Landes auszubeuten. China, so dachte man, würde zur ersten Macht des Ostens, ja der ganzen Welt emporsteigen.

Aus dem schönen Traum ist man jedoch bald wieder zur rauhen Wirklichkeit erwacht. Die Tore von Sun Yat-sens Mausoleum auf dem Purpurgügel bei Nanking hatten sich kaum geschlossen, als schon wieder die Kunde von neuem Streit in die Welt drang. Neben den bekannten alten Führern — einem Fong Yu-hsiang, Yen Hsi-shan, Chang Hsue-liang — erstanden neue, es bildeten sich neue Parteigruppen, neue Kämpfe entbrannten in Nord und Süd. Die alten Plagen — Hunger, Militarismus, Kommunismus, Räubertwesen — sind kaum jemals so verheerend aufgetreten wie in der zweiten Hälfte des Jahres 1929. Augenblicklich herrscht wieder etwas Ruhe, und die Regierung tritt wieder so selbstbewußt der Welt gegenüber, als stehe sie an der Spitze nicht nur des größten, sondern auch eines geeinigten und unüberwindlichen Volkes. Man braucht kein Pessimist zu sein, um dieser Ruhe keine lange Dauer zu versprechen.

Vielen erscheint China als ein Rätsel. Das uralte Kulturvolk, dessen Unterwürfigkeit unter die staatliche Obrigkeit, Sinn für Ordnung und Friedensliebe sprichwörtlich waren, heute in steter Unruhe, in Aufruhr! Und die Ursache des Übels? Führt kein Weg zur Rettung?

1.

Ein Studium des alten Chinas könnte behilflich sein, die Gegenwart zu verstehen. Wir brauchen nur dreißig Jahre zurückzugehen, und wir stehen im alten China, das allerdings schon Verfallerscheinungen aufweist. Seine letzte Glanzzeit war die zweite Hälfte des 17. und das 18. Jahrhundert. Die Jesuitenmissionäre haben sie in lebendigen Farben geschildert.

Vor uns erhebt sich ein einheitlicher stolzer Kulturbau. Seit zweitausend Jahren, seitdem der „chinesische Napoleon“, Shi Huang-ti (221—209 v. Chr.), die Feudalordnung zertrümmert und den kaiserlichen Einheitsstaat begründet hat, ist der Bau in allen wesentlichen Teilen abgeschlossen. In der Hauptsache ist er aber noch viel älter. Auch Konfuzius hat ihn nicht begründet; er war nur Ordner und Überlieferer. Um das Ende des dritten vorchristlichen Jahrtausends, zur Zeit der Kaiser Yao, Shun und Yü, deren Bild die Sage wunderbar verklärt hat, wurde die dauernde Grundlage geschaffen. Im festen Glauben

aller kommenden Geschlechter war diese Zeit auch das goldene Zeitalter. Besser konnte es nicht werden. Deshalb hat der Chineser nie an Kulturfortschritt gedacht. Sein Blick richtete sich stets rückwärts, auf die glanzvolle Zeit der Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 220 n. Chr.), die dem Zertrümmerer des Feudalismus folgte, und weiter zurück auf die ideale Urzeit. In seiner Einschätzung von der Vollkommenheit seines Kulturgebäudes bestärkte ihn die offensichtliche Tatsache, daß seine Lebens-, Gesellschafts- und Staatsform der aller Nachbarvölker weit überlegen war. Ein so vollendetes Werk mußte auch von ewiger Dauer sein. Es hat in der Tat alle Stürme überstanden. Die Herrscherfamilien wechselten. Zeitweilig verwüsteten Bürgerkriege das Land. Neue Stämme wurden in den Volksverband aufgenommen. Aber die chinesische Kulturwelt stand unerschüttert. Man hat sie mit dem Meere verglichen, das alles Fremde aufsaugt und mit seinem Salz durchdringt. Das geschah mit dem indischen Buddhismus und seiner spätantiken Kunst; die „Schule des reinen Landes“, die bedeutendste Sekte des östlichen Buddhismus, zeigt deutlich diese Durchsäuerung. Dem gleichen Schicksal verfiel der Nestorianismus. Alles selbstständig verharrende Fremde suchte man abzustößen. Daher die Schwierigkeit für das Christentum im 17. und 18. Jahrhundert, die notwendige Einordnung zu finden ohne Gefährdung seiner Reinheit und Unabhängigkeit. Der chinesische Geist hat große Erfindungen gemacht. Auch sie wurden in den fertigen Rahmen eingefügt und dann nicht weiter verfolgt.

Was der chinesischen Kultur diese großartige Einheit, Kraft und Dauer verlieh und gewissermaßen ihr Wesen ausmacht, wird unter dem Namen Konfuzianismus zusammengefaßt. Es sind jene aus der Urzeit stammenden, von Konfuzius und einigen großen Nachfolgern zu einem Lehrgebäude zusammengeschlossenen religiösen Vorstellungen und ethischen Vorschriften, die Staat und Volk zur lebendigen Einheit verbanden. In der Hauptsache ist es eine praktische Lebens- und Staatslehre, gegenüber der die religiösen Gedanken bald zurücktraten.

Oben beim Polarstern thront der Himmelskaiser Shangti oder Tien in unerschütterlicher Ruhe als Lenker der großen Welt. Nach unabänderlichem Gesetz (Tao) verläuft das Weltgeschehen in geordneten Bahnen. Der Urzeit galt Shangti-Tien als persönlicher, gerechter und gütiger Beherrscher der von ihm abhängigen Welt. Später trübte sich der reine Gottesbegriff. Die Trennungslinie zwischen ihm und der Welt, namentlich der überirdischen Welt, dem Himmel, verwischt sich, und dem „Himmel“ tritt die Erde als eigene Gottheit gegenüber. Wohl ist der persönliche Gott nie ganz in Vergessenheit geraten; aber er rückt in nebelige Ferne.

Im Bereich der Gesamtwelt nimmt die Menschheit als Mikrokosmos eine eigene Stellung ein. Mit ihr befaßt sich hauptsächlich der Konfuzianismus, da es für die große Menge keine praktische Bedeutung habe, sich mit dem „Himmel“ zu beschäftigen.

Im Mittelpunkt der konfuzianischen Gedankenwelt steht die Familie, die die verstorbenen Vorfahren einschließt. Die Einzelpersonlichkeit hat wenig Sondergeltung. Der Tod ist ein nebensächliches Ereignis. Wenn die Ehre oder der Nutzen der Familie es verlangte, ließ sich der Chineser leicht den Kopf abschlagen. Ethische Vorschriften regeln die drei Beziehungen zwischen

den Familiengliedern, zwischen Gatte und Gattin, Eltern und Kindern, älteren und jüngeren Geschwistern. Unter allen Vorschriften ist die Pietät gegen die Eltern, die lebenden und verstorbenen, die wichtigste. Die Vorschriften sind eine Ab Spiegelung des ewigen Tao. Werden sie befolgt, so ist die Familie ein treues Abbild des Himmels. Sie lebt im Einklang mit dem Weltgeschehen. Es geht ihr gut. Regen fällt zur rechten Zeit, und es gibt reiche Ernten.

Die Familien schließen sich zu Sippen und Gemeinden zusammen. Hier regeln Vorschriften die Beziehung zum Freund und Mitbürger.

Alle Chinesen bilden eine große Familie unter dem Kaiser als Vater. Um das chinesische Volk gruppiert sich die übrige, gleichfalls dem Kaiser untergeordnete Menschheit. Die fünfte der großen Beziehungen, zwischen Fürst und Untertan, wird wieder durch Vorschriften geregelt, damit die Menschenfamilie ein Abbild des Himmels sei und es ihr wohl ergehe. Seitens der Untertanen wird Gehorsam gefordert. Ernst sind die Pflichten des Kaisers. Im Auftrag des Himmels, der sich zur Ruhe zurückgezogen hat, soll er die Menschheit lenken, damit sie im Einklang mit dem ewigen Gesetz wandle; in dieser Eigenschaft besitzt er auch Macht über die niederen Naturgeister. Als Spiegelbild des Himmelskaisers soll der Sohn des Himmels der tugendhafteste Mensch sein und täglich sein Herz prüfen. Er allein verkehrt mit dem Himmel, berichtet ihm über die wichtigsten Ereignisse auf Erden und bringt als Hoherpriester der Menschheit das Himmelsopfer dar, wie auch die Opfer für die Erde und die großen Schutzgeister. Als Vater der Menschheitsfamilie soll er ein Friedensfürst sein wie seine großen Vorgänger, die sich nicht kriegerischer Taten rühmten, sondern der Förderung des Ackerbaues und nützlicher Künste.

Der Kaiser ist somit ein Wesen einziger Art. Niemand darf aufrechtstehend ihn anblicken. Auch die höchsten Beamten vollziehen den Kotau, den dreifachen Kniefall mit neunfachem Stirnschlag. Alle andern Fürsten der Welt sind Vasallen des Himmelssohnes; ihre Geschenke gelten als Tribut. 1898 ist Prinz Heinrich von Preußen als erster ebenbürtiger Fürst vom chinesischen Kaiser empfangen worden. Man wird erinnert an die Herrscher der Assyrier, Meder und Perser, wie sie uns in den biblischen Büchern entgegentreten, nur daß der chinesische Kaiser keinen kriegerischen Ruhm erstrebt.

Wie soll er seines Amtes walten? Er greift nicht ein, solange alles in Ordnung verläuft. Das wird meistens geschehen, da die Menschen von Natur aus gut sind und sich durch den Nutzen zur Erfüllung ihrer Pflichten bewegen lassen. Die Familien, Gemeinden und Provinzen verwalten ihre Angelegenheiten selbst. Selten war ein Volk so demokratisch wie das chinesische. Eine Volksherrschaft verband sich mit einer Gottesherrschaft zur ungestörten Einheit. Überhaupt soll der Kaiser weniger durch Gesetze und Handlungen regieren als durch Belehrung und Beispiel, durch Weisheit und Tugend. Er sitzt in erhabener Ruhe auf dem Drachenthron und läßt seinen Charakter auf die Umwelt wirken. Besitzt er die erforderlichen Eigenschaften, so herrscht Frieden und Wohlstand. Sollte er pflichtvergessen den Gewaltherrscher spielen, so darf das Volk ihn stürzen. Bedrängen Aufstände, Überschwemmungen und Hungersnöte das Land, so ist dies ein Zeichen des göttlichen Zornes gegen den Herrscher. Ist das Unglück rein örtlicher Natur, dann trägt die „Ver-

„Längerung“ des Kaisers, der Beamte, die Schuld; er wird zur Rechenschaft gezogen und durch einen würdigeren ersetzt. Ist aber das Unglück allgemein, so ist das ein Zeichen, daß der Kaiser unwürdig ist und der Himmel seinen Auftrag, die Welt zu regieren, zurückgezogen hat. Das Volk hat dann die Pflicht, einen würdigeren zu berufen.

Die Beobachtung aller Formen, welche die fünf Beziehungen regeln, macht den tugendhaften Konfuzianer. Die Vorschriften entbehren der religiösen Begründung. Nicht Gehorsam gegen den Himmels Herrn oder Furcht vor Strafe treiben zu ihrer Beobachtung an. Maßgebend ist der ästhetische Gesichtspunkt, daß sie der Menschennatur entsprechen und sich deshalb ihre Beobachtung geziemt; sodann der Nutzen, der mit Naturnotwendigkeit folgt, während die Nichtbeobachtung naturnotwendig Unglück bringt. Diese religionslose Moral befriedigt wenige Menschen. Als ungenügender Religionsersatz bleibt im Konfuzianismus dem Untertanen nur die Verehrung der Ahnen und der niederen Geister. Er nimmt deshalb seine Zuflucht zum Buddhismus, der über das Jenseits Auskunft zu geben verspricht und einen „Erlösergott“ erdacht hat, und zum Mystizismus und Zaubertwesen des Taoismus. Aber diese religiösen Vorstellungen und Übungen liegen außerhalb des konfuzianischen Systems. Der echte Chinese hält sich möglichst frei davon und wendet seine Aufmerksamkeit der Erfüllung seiner Pflichten zu.

Die Morallehre ist der treue Ausdruck des Geistes ihres Urhebers. „Konfuzius war ein Antiquar, ein guter Beamter, mitunter ein seltsamer Pedant, ein Mann der Etikette, ein Überlieferer, ein konservativer Aristokrat, ein realistischer Praktikus, ein Kompilator und Schultifter; aber er war kein Schöpfer, Held, Märtyrer, Prophet, Original, kein Genie, kein Idealist, kein Erlöser.“¹ Genau so ist seine hausbackene Weisheit. Entsprechend sind die Früchte, die sie hervorbringt: brave Kinder, fleißige Bauern und ehrliche Krämer, höfliche Bürger und gehorsame Untertanen. Aber es sind Durchschnittsmenschen, nach derselben Schablone geschnitten, um so vollkommener, je mehr sie dem Schema entsprechen.

So sind vor allem die Edel Früchte, die Literaten, seit der Unterdrückung der Feudalherren zugleich die Beamten des Reiches. Klassische Bildung allein befähigte zum Staatsdienst. Der leitende Gedanke war dieser: Die Beschäftigung mit der idealen Vergangenheit, die sich in den klassischen Büchern widerspiegelt, vermittelt die richtigen Lebensformen und macht tugendhaft. Der klassisch Gebildete ist der vollkommene Mensch. Er kann als Vertreter des Kaisers Vater des Volkes sein und durch sein Beispiel Ruhe und Einklang mit der Himmelsordnung sicherstellen. Wir dürfen zugestehen, daß der chinesische Literat in der Regel wirklich ein in seiner Art feingebildeter und vornehm denkender Mensch und meist auch ein tüchtiger Beamter war. Aber es waren wieder Schablonenmenschen. Genies konnten und durften sich nicht entwickeln; sie hätten den ruhigen Gang des Weltverlaufs gestört.

Das war die Grundlage und Eigenart des chinesischen Kulturgebäudes. Seine Vorzüge und Mängel lassen sich jetzt leicht verstehen.

Der Konfuzianismus sicherte den ruhigen und geordneten Gang des Familien-, Gemeinde- und Staatslebens und verbürgte Einheit, Frieden und

¹ Devaranne, Konfuzius in aller Welt 127.

Wohlstand. Wenn von Zeit zu Zeit eine Umwälzung nötig wurde, um eine abgelebte Dynastie durch eine neue zu ersetzen, so lief der Staatswagen doch gleich wieder im alten Geleise weiter. Solange China sich selbst überlassen blieb, waren die Zustände von Dauer. Es konnte sein Stilleben noch Tausende von Jahren weiterführen.

Die Mängel offenbaren sich noch deutlicher. Bei dem rückwärts gerichteten Sinn des Volkes war ein Kulturfortschritt unmöglich. So hat sich beispielsweise die Begriffsschrift nicht zu einer Lautschrift entwickeln können. Das ist wieder der Hauptgrund, warum die Sprache einsilbig wurde und geblieben ist. Dies wie der Stillstand auf allen andern Gebieten mußte zur Vereinsamung unter den Völkern führen. Der Horizont des Untertanen war beschränkt auf die Familie und Gemeinde, höchstens auf die Provinz. Eine Liebe zum großen Volk und Vaterland konnte nicht aufkommen; denn für das Ganze zu sorgen, war einzig Sache des Kaisers. Die Begriffe Vaterland und Patriotismus sind deshalb dem Konfuzianismus fremd. Er kennt nur ein Kulturbewußtsein, kein Volksbewußtsein. In Zeiten der Not wird die religionslose Moral besonders leicht versagen. Der konfuzianische Mensch ist heroischer Opfer kaum fähig. Kommt gar das Reich in Bedrängnis, so fühlt außer dem Kaiser niemand die Pflicht oder den Drang, sich für seine Rettung einzusetzen. Es fehlen gewöhnlich die großen Männer, die neue Gedanken fassen und große Entschlüsse in die Tat umsetzen könnten.

2.

Die Zeit der äußeren Bedrängnis mußte kommen. Während China zweieinhalb Jahrtausende im Altertum stehen blieb, machten „die Barbaren der westlichen Inseln“ die erstaunliche Wandlung durch von Homer bis zu den vorwärtsdrängenden Nationalstaaten des 19. Jahrhunderts. Schon seit einigen Jahrhunderten beobachtete China mit wachsendem Mißtrauen die europäischen Seemächte, die sich in der Nachbarschaft festsetzten. Um ungestört nach seiner Art weiterleben zu können, verkroch es sich tiefer in sein Schneckenhaus und kapselte sich ein. Eine gewaltsame Auseinandersetzung ließ sich kaum vermeiden. Denn ein so großes Volk in einem so reichen Lande konnte sich nicht dauernd dem Verkehr mit der zivilisierten Völkerfamilie und dem Welthandel verschließen. Seit 1840 folgte ein Zusammenstoß auf den andern. Das Ende war immer ein aufgezwungener Vertrag. Die Unzulänglichkeiten der konfuzianischen Ordnung wurden aller Welt offenbar. Das verknöcherte Staatswesen stand dem Ausland wehrlos gegenüber. Die Kriegführung glich noch der eines Keres im Kampf gegen die Hellenen. Die klassisch gebildeten Beamten waren ratlos. Der Konfuzianer vergaß seiner Würde und ließ sich zu Grausamkeiten gegen die Fremden und Christen hinreißen. Das war zugleich eine Torheit, da die Folgen neue Fesseln waren. Die größte Torheit war die Herausforderung der Welt im Boxerkrieg.

Schon vor diesem letzten verzweifelten Versuch, die Fremden abzuschütteln, um nach alter Gewohnheit weiterleben zu können, hatten einige Männer eingesehen, daß etwas geschehen müsse, um aus der Wehrlosigkeit herauszukommen. Nach der Katastrophe ward die Einsicht allgemeiner, und sie reifte zum Entschluß, Staat und Verwaltung, Erziehung und Wirtschaft nach westlichen

Vorbildern umzugestalten. Der Erhaltungstrieb zwang das widerstrebende China zum Entschluß; es handelte sich um den Bestand des Reiches.

Da man auf nichts keine neue Ordnung gründen kann, war eine gesunde Entwicklung nur dann zu erwarten, wenn das Wertvolle des alten Kulturbesitzes zur Grundlage genommen, diese womöglich noch gefestigt und darauf das Neue aufgebaut wurde. Wertvoll war vor allem die großartige Idee vom Kaiser als dem Beauftragten des Himmels und Vater des Volkes, sodann die Ehrfurcht gegenüber den Eltern und dem Kaiser, auch die Hochschätzung der Vergangenheit, welche Kritik und Mäßigung gegenüber dem Neuen nahelegte. Eine Festigung der Grundlage ließ sich in der Richtung erstreben, die Verehrung des Himmelsherrn zum Gemeingut des Volkes zu machen und damit die Moralvorschriften religiös zu begründen. So hatte einst Japan, gleichfalls unter äußerem Druck, auf der Grundlage seiner alten Kultur sich umgewandelt und ist zum Range einer modernen Großmacht emporgestiegen. Der russisch-japanische Krieg (1904/05) war eine Lehre für China.

Diesen einzig gangbaren Weg hat man anfangs auch wirklich beschritten. Die tatkräftige Kaiserin-Witwe Tse-hsi, unterstützt von einigen tüchtigen Beamten, unter denen Yuan Shi-kai als Vertreter dieser Richtung hervorragte, versuchte auf der Grundlage des Kaisertums und der konfuzianischen Gesellschafts- und Lebensordnung den altersschwachen Organismus neu zu beleben. Man begann mit der Reform des Heeres, der Wirtschaftsmethoden und des Erziehungswesens. Für die Beamtenschaft forderte man eine moderne Ausbildung. Die Abschaffung der klassischen Prüfungen durch Dekret vom 2. September 1905 war der entscheidende Schritt. Im allgemeinen verrieten die Reformen kluge Mäßigung. Doch die Schulreform, die durch kaiserliches Dekret auf einmal die modernste Schulordnung schuf, war übereilt. Es sollte zum Verhängnis werden, daß Tausende von jungen Chinesen ins Ausland geschickt werden mußten, um sich auf den Lehrberuf vorzubereiten. Es war auch verfrüht, eine Verfassung mit Volksvertretung in baldige Aussicht zu stellen. Der Gedanke vertrug sich noch nicht mit der Kaiseridee. Zweck einer religiösen Begründung der Ethik wurde gar ein völlig falscher Weg eingeschlagen, indem ein kaiserliches Dekret 1907 Konfuzius zum Gott vom Rang des Shangti erhob. Trotz dieser Übereilungen und Mißgriffe ließ sich aber dennoch ein steter Fortschritt erwarten. Der starre Rahmen des konfuzianischen Systems wäre gelockert worden. Das theokratisch-patriarchalische Kaisertum hätte sich zur konstitutionellen Monarchie entwickelt. Dem Geiste der neuen Zeit entsprechend hätte sich ein Ausgleich gefunden zwischen der Unterordnung unter die Familie und der Freiheit der Persönlichkeit und des Gewissens. Die Liebe zum Volk und Vaterland wäre erwacht. Japan hatte in allem das Beispiel gegeben.

Warum wurde dieser einzig richtige Weg, der in Japan zum Ziele führte, nicht bis zum Ende verfolgt?

Die Voraussetzungen lagen in China weit ungünstiger als in Japan. Dieses besaß einen starken nationalen Mittelpunkt. Die Kaiserfamilie war nach allgemeinem Glauben die älteste Herrscherfamilie der Welt, göttlichen Ursprungs und Wesens. Zudem war der Kaiser, der sich an die Spitze der Reformbewegung stellte, Mutsuhito, ein Mann von seltener Größe, der fast ein halbes

Jahrhundert regierte (1867—1912). Die Kaiserfamilie in China dagegen, erst zweieinhalb Jahrhunderte am Ruder, war völlig entartet, der Kaiser Kwangsu ein Schwächling und Gefangener der alten Kaiserin, die als Frau nach strenger konfuzianischer Auffassung nicht regieren durfte. Nach dem fast gleichzeitigen Tod von Kaiser und Kaiserin (1908) bestieg ein zweijähriges Kind den Thron. War nicht die Zeit gekommen, diese unwürdige Dynastie zu stürzen? Dazu mußte es mit dem ersten Erwachen des Nationalbewußtseins als verdemütigend empfunden werden, unter der Herrschaft eines Fürsten aus einem Eroberervolk von niederer Gesittung zu stehen. Dieses Kaisertum konnte keinen festen nationalen Mittelpunkt bilden.

Japan besaß einen für das Vaterland begeisterten stolzen Adel. Er scharte sich um den Thron und führte im Auftrage des Kaisers in gemäßigtem Schritt das Erneuerungswerk zu Ende. China hatte dafür eine Literatenzunft mit unfruchtbarem Wissen. Ihre Liebe galt der Vergangenheit und den Büchern. Den gewaltigen Aufgaben der Zeit war sie nicht gewachsen.

Endlich hatte Japan rechtzeitig mit der Erneuerung begonnen, als der Druck von außen noch nicht stark war. Es wählte sich in vielem das mächtig gewordene Deutschland zum Vorbild und konnte mit einer gewissen Bedächtigkeit dem Ziele zustreben. In China hatte man zu spät begonnen und mußte unter dem stärksten Druck des Auslandes in aller Eile die Neugestaltung durchführen.

Wo die Bedingungen so ungünstig lagen, standen Abbruch der gemäßigten Reformbewegung, die allein zu einem glücklichen Ende führen konnte, und gewaltsamer Umsturz stets zu befürchten. Dazu ist es wirklich gekommen.

Während die gemäßigte Richtung unter Yuan Shi-kais Führung sich um die Neubelebung des altersschwachen Organismus bemühte, erstarkte eine andere Partei, gebildet von den im Ausland erzogenen Studenten, die um Sun Yat-sen als Führer den kürzeren Weg des Umsturzes wählte. Nachdem mit dem Alten reiner Tisch gemacht war, sollte eine nationale Republik entstehen und eine neue Gesellschaft unvermittelt die alte ablösen.

Am 10. Oktober 1911 brach die Revolution aus. Am 12. Februar 1912 dankte die Mandschudynastie ab. Noch war die gemäßigte Reformpartei zu stark, und so erhielt ihr Führer Yuan Shi-kai die Leitung der Republik. Auch die Kaiseridee war noch lebendig. Durch rasches Zugreifen hätte Yuan Shi-kai nach alten Vorbildern leicht den Thron für sich erwerben können. Aber er war kein Napoleon, konnte es auch als Konfuzianer kaum sein. Der Zauderer wollte langsam seine Pläne verwirklichen. Aber als er schließlich unter Zustimmung der überwältigenden Mehrheit des Volkes den Drachenthron besteigen wollte und am 1. Januar 1916 schon eine kaiserliche Verordnung erlassen hatte, stieß er auf den Widerstand Japans, das damals im Weltkrieg nach seinem Belieben im Osten schaltete. Nichts zeigt so deutlich, daß die gemäßigte Reformbewegung zu einem starken China geführt haben würde, als diese Einmischung Japans, das kein starkes China neben sich dulden wollte. Yuan Shi-kai starb unerwartet am 6. Juni 1916. Mit ihm verlor das alte China den einzigen einigermaßen fähigen Führer.

Mit Yuan Shi-kai wurde auch das ehrwürdige Kaisertum endgültig begraben. Was das bedeutete, ist damals nur wenigen klar geworden. Das theokratisch-patriarchalische Kaisertum war die Grundlage des chinesischen

Kulturgebäudes. Nach ihrer Zertrümmerung blieben nur Bruchstücke des Baues ohne Zusammenhang übrig. Nachdem das einzige Band der Einheit zerrissen war und der einzige, dem man im großen ganzen Gehorsam und Hingabe schuldete, nicht mehr unter dem Volke lebte — ein Vaterland und eine Nation kannte man noch nicht —, gab es nur noch ein Nebeneinander von Familien, Dörfern, höchstens Provinzen. Das war die Anarchie im Staate. Die Abschaffung des Kaisertums bedeutete ferner den Untergang des Konfuzianismus als Religion und Ethik. Der Verkehr mit dem Himmel war abgebrochen. Eine Harmonie zwischen Menschheit und Himmel ließ sich nicht mehr herstellen, und so verloren die ethischen Vorschriften den stärksten Rückhalt; nur aus Gewohnheit wurden sie noch weiter befolgt. Also Anarchie auch auf ethischem Gebiet. Die viertausendjährige Weltanschauung und Gesellschaftsordnung war begraben. Statt dessen gähnte ein Nichts.

In den nächsten zehn und mehr Jahren beobachteten wir wirklich diese Anarchie auf allen Gebieten. Die staatliche Auflösung mit ihren parlamentarischen und militärischen Kämpfen und dem großen Bürgerkrieg soll uns nicht beschäftigen. Entscheidend ist die geistige und religiöse Verwilderung. Früher durchaus rückwärts gerichtet, wendet das neue China seinen Blick nur noch vorwärts. Die Führer der Bewegung sind die dem heimatlichen Kulturboden entwurzelten, meist im Ausland gebildeten Professoren und die Studenten. Wissenschaft und Fortschritt sind die neuen Schlagwörter. Die Bewegung durchbricht bald alle Dämme. Jede extreme Idee und Einrichtung des Westens wird als fortschrittlich und wissenschaftlich aufgegriffen. In den Hochschulen wird Selbstverwaltung durch Schülerräte eingeführt, die auch mitzubestimmen haben, was vorgetragen wird; sonst folgen Streiks und Tätlichkeiten gegen die Professoren. In den Volksschulen lehrt man eine religionslose Moral, auch die Abstammung vom Affen. Frauenrechtlerinnen durchziehen das Land und predigen unter dem Schlagwort Fortschritt freie Liebe und noch schamlosere Dinge. Mit der alten Sitte wird rücksichtslos aufgeräumt, die Freiheit der Einzelpersonlichkeit überstark betont, die Unterordnung der Frau unter den Mann und der Gehorsam der Kinder gegen die Eltern verspottet, die völlige Gleichheit der Geschlechter gefordert. Jungchinesische Damen studieren in Amerika, Frankreich und Moskau. Die Damenwelt kleidet sich nach neuester Pariser Mode, treibt Politik, besucht Theater und Kinos, raucht Zigaretten, tanzt und treibt Sport, Dinge, die noch vor zwanzig Jahren rein undenkbar waren. Die Witwe Sun Yat-sens hat den Ausspruch getan: Unsere Großmütter waren fünfhundert Jahre hinter den Frauen Amerikas zurück, aber unsere Töchter werden ihnen fünfzig Jahre voraus sein. In politischer Hinsicht begeisterte sich Jungchina für eine Volksherrschaft reinsten Wassers. Es schwärmte für die Verbrüderung der Völker. Eine Zeitlang spielte es, Sun Yat-sen an der Spitze, mit dem Bolschewismus. Als Feindin der Wissenschaft und des Fortschritts gilt vor allem die Religion. Sie wird deshalb von diesem revolutionären Geschlecht leidenschaftlich bekämpft. Zunächst der Konfuzianismus, dieses „alte Gerippe“. Der „Feudalmensch“ Konfuzius, der durch seine Morallehre den Geist in Fesseln schlug, wird der Lächerlichkeit preisgegeben. Aber auch das Christentum wird abgelehnt. Es erscheint mit dem Imperialismus, Militarismus und Kapitalismus verbündet. Mit seinen mittelalter-

lichen Dogmen stehe es in Widerspruch mit der Vernunft, der Wissenschaft und der Freiheit des Geistes.

Unter dem revolutionären Sturm ist manches gefallen, was zu fallen verdiente. Unvernünftige und grausame Sitten sind beseitigt, wie die Verkrüppelung der Füße. Auch die Aussetzung oder Tötung neugeborener Mädchen wird verschwinden. Aber das radikale Draufgängertum hat zugleich alles Wertvolle aus der Welt geschafft.

Der neue Geist beherrscht den größeren Teil der Gebildeten und Halbgebildeten. Noch gibt es Beamte der alten Schule, aber sie werden aussterben. Die ungebildeten Massen sind noch wenig berührt; aber sie haben nicht viel zu bedeuten, und der Geist des Umsturzes dringt schon in die Volksschulen ein. So wächst ein freigeistiges, pietätloses Geschlecht heran. Anerkennung verdient, daß es beginnt, patriotisch zu denken. Manche wollen bereits dem Vaterlande selbstlos und mit Opfern dienen. Aber bei den meisten, so scheint es, ist die Vaterlandsliebe noch etwas Außerliches und würde unter schwerer Belastung wie ein Strohfeuer erlöschen. Es ist auch anzuerkennen, daß der Radikalismus seit einigen Jahren an Schärfe verliert; namentlich rückt man dem Kommunismus kräftig zu Leibe. Aber in der Hauptsache ist das Ziel dasselbe geblieben: nach völliger Zerstörung der alten Ordnung soll die entchristlichte Zivilisation des Westens und modernstes europäisch-amerikanisches Wesen an die Stelle des Alten treten. So will man groß und mächtig werden wie Europa und Amerika.

3.

Ein Fehler von so verhängnisvollen Auswirkungen — es handelt sich hier um fast ein Viertel der Menschheit — ist in der Geschichte noch nie begangen worden. Die Außerlichkeiten einer landfremden Kultur ohne deren Grundlage und inneren Kern wurden zu einem regelrechten Luftschloß zusammengefügt. Im Westen ist diese Kultur fest begründet. Die Staatswesen sind dort organisch gewachsen und haben die Probe ihrer Festigkeit bestanden. Die Staatslenker und Völker, wie große politische und weltanschauliche Unterschiede auch unter ihnen bestehen mögen, setzen sich doch solidarisch ein für die Größe des Vaterlandes. Die Gesellschaft und der Einzelmensch stehen noch wenigstens irgendwie auf der Grundlage des Christentums und leben in einer christlichen Atmosphäre. Somit bewahren sie noch viel von ihrer ursprünglichen Kraft und Gesundheit. Überall ist ein genügend starker christlicher Volkskern vorhanden, der stets neues Blut zuführt. Die europäische Menschheit ist eben in zweitausendjährigem Wachstum in gesunder Schule großgezogen worden. Auch wo eine Revolution die geradlinige Entwicklung störte, hat man doch nicht gewagt, restlos mit der Vergangenheit aufzuräumen. Sowjetrußland ist am weitesten gegangen; deswegen kann auch die neue Ordnung nicht von Dauer sein.

Im Gegensatz zu Europa will man in China einen glänzenden Bau errichten ohne eine Grundlage. Die alte ist zerschlagen, eine neue noch nicht geschaffen. Ein staatliches Zentrum, das einigermaßen Anerkennung findet, ist nicht vorhanden. Es fehlen alle Traditionen. Wo sind die patriotischen Führer, die dem Wohle des Vaterlandes ihre eigenen Interessen opfern?

Wie lange wird es dauern, bis die Massen so gründlich umgelernt haben, um ihr Volk und Vaterland zu lieben? Und wo ist die Religion, die allein den Staaten Festigkeit verleiht?

Man wird hier einwenden, Sun Yat-sen habe doch das Wertvolle im altchinesischen Wesen erhalten und somit auf der alten Grundlage das neue Gebäude aufrichten wollen. Er legt in seinem Werke „Die Lehre von den drei Grundrechten des Volkes“ wirklich Gewicht auf die Erhaltung der chinesischen Moral: Pietät gegen die Eltern, Loyalität gegenüber dem Volke, Philanthropie. Die Freiheit des Volkes steht ihm höher als die Freiheit der Persönlichkeit. Er verurteilt den Marxismus und Kommunismus und hält sich frei von Angriffen auf die Religion. Seine Lehre enthält auch sonst manche gesunde Gedanken. Er war ein Patriot, dem das Wohl des Volkes, so wie er es verstand, über alles ging¹. Aber Sun Yat-sen ist doch an erster Stelle für alles Unheil verantwortlich. Er hat die Grundlage der alten Ordnung, das mit religiösem Charakter umgebene Kaisertum, zerstört und die besten Überlieferungen abgebrochen. Er hat die Losung ausgegeben, reinen Tisch zu machen, „die Revolution zu Ende zu führen“. Er liebäugelte mit dem Kommunismus und konnte die Geister, die er rief, dann nicht mehr bannen. Es hält schwer, an Altes anzuknüpfen, nachdem man zuerst alle Fäden abgeschnitten hat. In unglaublichem Optimismus meinte er, unvermittelt, ohne Erprobung, ohne allmähliche Erziehung des Volkes eine in der Studierstube erdachte ideale Staats- und Wirtschaftsordnung aufrichten zu können, und hoffte, daß alle Führer einmütig zusammenarbeiten würden. Er kann nicht als Schöpfer eines neuen Chinas gelten. Bei seinem Tode ließ er alles in voller Auflösung zurück.

Das neue China ist noch zu schaffen. Wird es gelingen, nachdem so unheilvolle Fehler begangen worden sind?

Eine schwierigere Aufgabe läßt sich kaum denken. Nur ein wahrhaft großer Mann wird das neue China aufbauen können, eine Napoleonsnatur von überlegener staatsmännischer und militärischer Begabung. Er muß gleichzeitig rücksichtsloser Diktator und Vater des gedrückten Volkes sein: ein Diktator, der die selbstsüchtigen Heerführer bezwingt, den Kommunismus und das Räubertum ausrottet und die zuchtlose Studentenschaft bändigt; ein Vater, dem sich die Loyalität des Volkes zuwenden kann. An Stelle des früheren Kaisers muß er den nationalen Mittelpunkt bilden. Auch Sun Yat-sens System sieht im Anfangsstadium der neuen Ordnung eine Diktatur vor, aber mehr die Diktatur des Kuomintang. Das erscheint verfehlt. China braucht einen überragenden Mann. Die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung muß die erste und wesentliche Aufgabe des Diktators sein. Was man gegenwärtig als wesentlich betrachtet: die Abschaffung der fremden Gerichtsbarkeit und die wirtschaftliche Selbständigkeit, ist von untergeordneter Bedeutung und wird sich von selbst ergeben, sobald einmal die Hauptaufgabe gelöst ist. Erst wenn dies geschehen, kann der Diktator an den Aufbau eines neuen Chinas denken. Da die „drei Grundrechte des Volkes“ Sun Yat-sens nun einmal als der Inbegriff staatsmännischer Weisheit gelten und wirklich nichts anderes vorhanden ist,

¹ Vgl. P. M. D'Elia S. J., *Le Triple Dénisme de Suen Wen*, Chang-hai 1929.

womit man beginnen könnte, kann man diese Lehre als Anfangsprogramm annehmen. In der Ausführung wird sie natürlich viele Abänderungen erfahren. Bis erst ein moderner Volksstaat entstehen kann, ist noch eine lange Erziehung erfordert; denn das Volk hat bisher nur demokratische Erfahrung im engen Rahmen der Gemeinde und Provinz.

Bis heute ist der ersehnte Retter noch nicht erschienen. Manche haben sich schon in der Rolle versucht, aber sie dachten doch vor allem an ihre eigene Erhebung. Das Nationalgefühl ist noch zu schwach, und es fehlen die Vorbilder. In letzter Zeit setzte man seine Hoffnung auf Chiang Kai-shek. Ob er sie erfüllen wird? Er hat zu viele Gegner.

So wird China voraussichtlich noch einen langen Leidensweg gehen müssen. Vorübergehende Perioden der Ruhe dürfen uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß auf allen Gebieten grundsätzlich Anarchie herrscht. Da aber heute die Vaterlandsliebe schon in vielen chinesischen Herzen erwacht ist und die Persönlichkeit sich freier entfalten kann, dürfen wir hoffen, daß dem Lande endlich ein großer Mann ersteht, und daß die Besseren des Volkes sich um ihn zusammenschließen, um dem unerträglichen allgemeinen Leid ein Ende zu bereiten. Ist einmal ein fester Kern gebildet, so wird sich das gequälte Volk bereitwillig dem Führer unterordnen.

Es bleibt dann unter den vielen Aufgaben vor allem eine wichtige zu lösen. Sun Yat-sen und die übrigen Revolutionsführer haben sich für den radikalen Laizismus im Staate erklärt. Sie sind darin Amerika und Frankreich gefolgt und glauben damit die Fortschrittlichkeit Chinas am besten zu bekunden. Die Ausschaltung der Religion aus der Schule ist zum Grundgesetz erhoben, dem sich auch die staatlich anerkannten Missionsschulen fügen müssen. Nun kann eine entchristlichte Volksgemeinschaft noch lange bestehen, weil sie aus christlichem Boden hervorgetwachsen ist und noch christliche Überlieferungen besitzt. Aber eine neue Gemeinschaft wie das neue China, das mit seiner religiösen Überlieferung völlig gebrochen hat, kann ohne eine neue religiöse Grundlage nicht leben. Das fühlen auch viele Chinesen. Sie suchen wieder an die Vergangenheit anzuknüpfen. Manche wenden sich deshalb dem Buddhismus zu.

Besser wäre es sicher, wenn die großartige altchinesische Idee vom Himmelsheerrn, der die Geschicke der Menschen lenkt und Urheber der sittlichen Ordnung ist, wieder in den Geistern lebendig würde. Das wäre ein reiner Theismus. Dann würde China auch die Seele der europäischen Kultur leichter entdecken. Das Christentum hat die Kultur des Westens belebt und so herrlich aufblühen lassen. Es schlummert auch in der entchristlichten Gesellschaft und verleiht ihr noch genügend Kraft und Leben. Wir denken hier nicht an das Scheinchristentum, das Sun Yat-sen und viele andere Führer des neuen Chinas in Amerika kennen lernten und annahmen, und das wenig mehr ist als veredeltes natürliches Menschentum, sondern an das dogmatische Christentum, das den Menschen innerlich umwandelt. Mit Recht betrachtet deshalb heute die christliche Mission China als ihr wichtigstes Arbeitsfeld und trägt sich mit großen Hoffnungen. Denn die religiöse Leere muß ausgefüllt werden, und viele einsichtige Chinesen erkennen, daß nur das Christentum dem großen modernisierten Volk dauernd Segen bringen wird.

Alfons Bächt S. J.